

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Pflüger, Andreas
Niemals

Thriller

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4940
978-3-518-46940-8

SV

Jenny Aaron will sich in der Einsamkeit Schwedens darüber klarwerden, wohin ihr Weg sie führen soll. Das Angebot, zu dem Berliner Spezialkommando zurückzukommen, dem sie als Sehende lange angehört hatte, beschäftigt sie Tag und Nacht. Nie wollte sie etwas anderes. Doch Aaron zögert. Sie weiß, dass sie nicht mehr die Frau ist, die sie einmal war.

Als ihre Vergangenheit sie einholt, muss sie sämtliche Zweifel hinter sich lassen. In Marrakesch wartet der gefährlichste Mann der Welt auf sie. Jemand, von dem viele glauben, dass er nur ein Mythos sei. Aaron erfährt, was er ihr angetan hat. Um ihn zu töten, ist sie bereit, alles zu opfern, was ihr je etwas bedeutete.

ANDREAS PFLÜGER wurde 1957 in Thüringen geboren. Er wuchs im Saarland auf und lebt seit vielen Jahren in Berlin. Zu seinen Werken zählen Theaterstücke, Drehbücher für Kino- und Fernsehfilme, Dokumentarfilme, Hörspiele und Romane. *Niemals* ist der zweite Band mit seiner blinden Heldin Jenny Aaron.

Zuletzt erschienen: *Operation Rubikon* (st 4740) und *Endgültig* (st 4770)

Andreas Pflüger

NIEMALS



Roman

Suhrkamp



Für die Eine

Erste Auflage 2019
suhrkamp taschenbuch 4940
© Suhrkamp Verlag Berlin 2017
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46940-8

Glück macht
uns blind
Aber Schmerz
lässt uns
sehen



ROM

vor zehn Jahren

SIE HAT SICH DEN MANN, für den sie vielleicht sterben muss, größer vorgestellt. Als sie aus dem Grand Hyatt Berlin in den Nieselregen tritt, sieht sie ihn an dem James-Dean-Porsche lehnen, im Gesicht ein Lächeln wie eine Postkarte aus dem Süden. Sie geht auf ihn zu, weiß, dass er sie küssen wird. Seine Lippen sind kühl auf ihrer Wange. Er riecht nach einer scharfen Rasur und Selbstvertrauen, das kein Aftershave braucht. Allein die Sekunde, die er sie länger als nötig im Arm hält, verrät seine Überraschung, wie schön sie ist. Das genügt ihr als Kompliment.

Lässig, dass man meinen könnte, es sei eine Spritztour, fährt er zum Flughafen, und sie reden wie zwei, die sich seit Wochen nicht gesehen haben, weil sie beide wahnsinnig beschäftigt sind und sie in Rotterdam lebt. Für einen Iren ist sein Deutsch beeindruckend. Und der Charme, mit dem er an den Umlauten scheitert, macht es perfekt. Er nennt sie Sarah, wie es ihre Legende verlangt; den Namen Jenny Aaron hat er nie gehört.

Sie wissen, dass jedes Wort aufgezeichnet wird.

Aaron erzählt von einem Businesslunch mit einer vielversprechenden Berliner Bildhauerin, die sie für ihr Internet-Auktionshaus gewinnen möchte. Als sie den Checkpoint Charlie passieren und er sie von einem Freund grüßt, Benjamin, der es schade gefunden habe, dass sie gestern Abend noch nicht in der Stadt gewesen sei, zieht sie die Lippen nach und checkt im Spiegel, ob sie verfolgt werden.

7er BMW. Zwei Männer. Ziemlich dicht dran.

Auf der Kochstraße beschleunigt der Porsche.

»Liebling, fahr bitte langsamer, ich habe Kopfschmerzen.«

»Tut mir leid, Darling.«

Beruhigt sieht sie, dass der BMW überholt.

Gähnend lässt er fallen, dass er erst um eins ins Bett kam, fünf Stunden bis zum Wecker, ein Whiskey zu viel, woran natürlich Benjamin schuld gewesen sei; heute endlose Meetings, er fühle sich wie ein Boxer in der elften Runde. Nur dass seine gletschergrauen Augen glänzen, als sei er nach fünfzig Bahnen entspannt aus einem Pool gestiegen.

Aaron könnte wetten, dass er besser geschlafen hat als sie.

Dabei hätte Leon Keyes allen Grund, Angst zu haben.

Mit Mitte dreißig war er bereits Partner in der führenden Anwaltssozietät Dublins. Er wollte mehr. Keyes ging nach Singapur und lernte, wie man Geld druckt. Als er sich mit einer Wirtschaftskanzlei in Berlin niederließ, hatte er längst ein Vermögen gemacht.

Er ist Junggeselle, joggt jeden Morgen drei Runden um den Grunewaldsee, reißt in einem Glaspalast in der Friedrichstraße achtzig Wochenstunden ab, schätzt Linguini mit Salsiccia beim besten Italiener am Gendarmenmarkt und hatte keine Ahnung, dass seine sämtlichen Telefone vom BKA abgehört wurden.

Man war dahintergekommen, dass er Schwarzgeld von Mandanten in Offshore-Gesellschaften auf Antigua versteckt hatte. In einem solchen Fall gibt es zwei Optionen – Festnahme oder das, was man auf dem Wiesbadener Neroberg unter einem soliden Investment versteht: abwarten und darauf setzen, dass ein smarter Kerl wie Keyes einen Termin mit einem der Top-Spieler in seinen Kalender einträgt.

Ende Juni war Zahltag. Er bekam einen Anruf aus Italien. Und der Name des Mannes, der sich dort mit ihm treffen wollte, war so groß, dass der BKA-Präsident sich sofort einen Termin beim Bundesinnenminister geben ließ.

Matteo Varga.

Capo dei Capi der Camorra. Auf den Fahndungslisten von einem Dutzend Länder.

Er lud Leon Keyes übers Wochenende nach Rom ein, um ein Geschäft mit ihm zu besprechen.

Näheres unter vier Augen.

Natürlich wusste Keyes, mit wem er es zu tun hatte. Es spricht für ihn, dass er sich Bedenkzeit ausbat. Wenig später kreuzten BKA-Fahnder in der Friedrichstraße auf und machten ihm klar, dass sein bisheriges Leben vorbei war. Der Bleistift, den Keyes in der Hand hielt, zerbrach. Eine größere Gefühlsregung gestattete er sich nicht.

Als sie hinter dem Platz der Luftbrücke auf die Stadtautobahn fahren, überprüft Aaron erneut das Make-up. Im Schminkspiegel sieht sie, dass ihnen kein Auto folgt. Aber das heißt nichts.

Keyes hält sich akkurat ans Tempolimit, und sie gibt sich begeistert, als er sagt: »Du wolltest doch die Rolling Stones einmal live sehen. Nächsten Freitag sind sie in der Waldbühne; ich kriege Backstage-Karten.«

Damit zeigt er, dass er ihre Beziehungslegende intus hat. Wie sie sich kennengelernt haben. (Eine Cocktailbar in Berlin, letztes Jahr.) Obes ihn stört, dass sie raucht? (Gefällt ihm.) Welche Filme sie mögen. (Hitchcock, Scorsese, Fincher.) Wo sie die Woche Urlaub verbrachten. (Palm Island, Grenadinen.) Gemeinsame Freunde. (Drei.) Wie nah sie sich stehen. (So nah wie zwei, für die Arbeit besser als Sex ist.) Mag sie Opern? (Nein.) War sie schon einmal in Rom? (Oft; sie liebt alles, was aus Licht ist.) Wie ihr Rotterdamer Penthouse mit Blick über den Hafen eingerichtet ist. (Bauhaus.) Schläft sie nackt? (Pyjama.)

Einiges mehr; aber nicht zu viel, sonst verzettelt man sich. Das meiste ist nah an der Wahrheit. Eine komplett fiktive Legende lebt nicht, wirkt ausgedacht.

Aaron splittet ihren Arbeitsspeicher in einen Teil, der ständig die Umgebung scannt und jedes Auto analysiert, einen, der sich scheinbar entspannt mit Keyes unterhält, und einen dritten, der noch einmal sein Dossier memoriert.

Das BKA servierte ihm die Quittung für die kleinen Schweine-reien auf Antigua. Entweder er würde mit ihnen zusammenar-beiten oder in U-Haft kommen.

Keyes entschied sich, seinen Porsche vorerst zu behalten.

In Rom empfing Varga ihn in seiner Stadtvilla und sagte, dass er ins deutsche Gas-Geschäft einsteigen will; ein Joint Venture mit der russischen Danilowskaja-Mafia, die es übernimmt, Ma-nager von Gazprom gefügig zu machen. Varga benötigte einen »Priester«, der Kontakt zu den richtigen Leuten herstellt. Keyes' Kanzlei sichert die Deutschland-Investments von Gazprom ab; er kennt jeden, der für Varga und die Danilowskaja wichtig ist.

Dreimal war er seitdem in der italienischen Hauptstadt, ein-mal in Neapel. Er lieferte dem BKA Informationen wie am Fließ-band. Zuletzt erfuhren sie, dass Varga im Oktober nach Norilsk fliegen will, um den Deal mit dem Oberhaupt der Danilowskaja zu besiegeln. Das teilten sie über ihren Moskauer Verbindungs-beamten mit dem russischen Geheimdienst FSB. Prompt wurde dort ein Haftbefehl ausgefertigt.

Alles lief wie am Schnürchen.

Bis BKA-Fahnder vor zwei Wochen einen Lolli in Keyes' Por-sche fanden, eine Wanze, die nicht von ihnen war.

Varga.

Das konnte zweierlei bedeuten: Entweder hatte er sein Hünd-chen an der kurzen Leine. Oder er witterte etwas. Die Hündchen-Theorie gefiel Wiesbaden viel besser.

Am folgenden Tag lud Varga Keyes zum vierten Mal ein.

Wieder nach Rom. Für heute.

Aaron las die Abschrift des Telefongesprächs. »Ein zwanglo-ses Abendessen im kleinen Kreis«, sagte Varga. »Bringen Sie Ih-re Frau oder Ihre Freundin mit – wenn Sie nicht schwul sind.«

Zwar steht es nicht in der Akte, doch Aaron weiß, worüber sie sich beim BKA die Köpfe zerbrachen.

Seitdem sie die Wanze entdeckt hatten, konnten sie nicht aus-schließen, dass der Capo wusste, wem das Hündchen das Stöck-

chen brachte. Dann wäre Rom Keyes' Todesurteil. Aber für den Fall, dass Varga ahnungslos war, wäre eine Absage fatal. Er würde argwöhnisch werden und nicht nach Sibirien fliegen.

Sie mussten Keyes in Rom schützen. Nur wie? Ohne offizielles Ersuchen bei den Italienern konnte das BKA dort nicht hin. Und abgesehen davon, dass die Erfolgsaussicht dafür gleich null wäre, würde die Information geradewegs bei Varga landen.

Dem BKA-Präsidenten gingen die Optionen aus.

Damit kam die Abteilung ins Spiel.

Sie gehört nicht zum BKA, steht für sich; die kleinste und geheimste Organisation der Bundesrepublik. Vierzig Männer und eine Frau übernehmen Aufträge, die für alle anderen zu heikel sind. Wie Aarons Chef Lissek zu sagen pflegt: »Wir sind die Bad Bank der deutschen Polizei.«

BKA-Präsident Palmer machte mit ihm einen langen Spaziergang an der Spree. Natürlich inoffiziell, notfalls könnte Palmer sich dumm stellen.

Lissek nahm es sportlich. Aber zur Sicherheit zeichnete er das Gespräch auf, wie er später zum Besten gab.

Da Keyes vor jedem Treffen mit dem Capo nach Waffen abgetastet wird, muss ihn jemand begleiten, der selbst die Waffe ist.

Aaron.

Auf der Stadtautobahn lädt sie Vargas Dossier in ihren Arbeitsspeicher. Das Dossier, das sie auswendig kennt, weil das Leben von Leon Keyes davon abhängen kann.

Und ihr eigenes.

Varga fängt in seinem Camorra-Clan als Laufbursche an und kämpft sich aus den Quartieri Spagnoli von Neapel kaltblütig an die Spitze. Anfangs lebt er wie sein Vorgänger vom Waffenhandel. Dann spezialisiert er sich auf ein Geschäft, das noch profitabler und zudem risikoärmer ist: die Beseitigung von Giftmüll. Über Strohmannen gründet er Reedereien, deren Schiffe unter Flaggen wie Liberia, Tonga oder Tuvalu fahren. Multinationale

Konzerne lassen von Varga Altpestizide, Chemieabfälle, Asbest und radioaktiven Schlamm entsorgen und wollen nicht wissen, wo der Dreck landet. Nachdem ihm sogar Operettenregime die Fracht nicht mehr abnehmen, geht Varga dazu über, zig Schiffe auf den Weltmeeren zu versenken. Er kassiert für die Passage und die fingierte Entsorgung und streicht zu guter Letzt die Versicherungssumme ein. Die Umweltkatastrophen scheren ihn einen Fliegenschiss.

Letztes Jahr gefiel es Varga, einen Frachter bei Helgoland absaufen zu lassen und dabei eine Wasserfläche zu verseuchen, die größer als Thüringen war. Dass auch die Russen ihn haben wollen, ist verständlich. Die Chemiekatastrophe in der Beringstraße, die man Varga zu verdanken hatte, ist gerade zwei Jahre her.

Es gab mehrere europäische Auslieferungsgesuche gegen ihn, doch Zeugen verschwanden auf mysteriöse Weise oder hatten tödliche Unfälle. Obwohl gemutmaßt wird, dass Varga Schiffe seiner Flotte vor der Riviera in den Grund gebohrt hat, schweigt die italienische Regierung es tot. Würde es an die Öffentlichkeit dringen, wäre das der Super-Gau für den Badetourismus einer der idyllischsten Regionen des Landes. Varga kontrolliert zwei Baukonzerne, die dort einen Hotelkomplex nach dem anderen hochziehen. Ein früherer Justizminister ist im Aufsichtsrat. Der italienische Ministerpräsident zeigt sich mit Varga beim Essen.

Varga ist unantastbar.

Sie sind auf dem Zubringer zum Flughafen. In dem silbernen, makellos restaurierten 356 Speedster riecht Aaron das Lederfett der Sitze. Sie klopft eine Marlboro aus dem Etui und entjungfert den Aschenbecher. Das ist ein Sakrileg. Aber Leon Keyes lächelt und sagt mit diesem leisen Kratzen in der Stimme, das sie so an Männern mag: »Das hat immer gefehlt.«

Sie stellt sich vor, er würde sie nach ihrer Telefonnummer fragen. Aaron wettet, dass er sie auf die schneeweiße Sonnenblende kritzeln würde.

In Schönefeld steigen sie in Vargas Jet. Zwei Stunden erzählen sie sich in cremefarbenen Sesseln aus Saffianleder Geschichten, an denen kein wahres Wort ist, und trinken stilles Wasser aus Kristallgläsern, in denen Eiswürfel klirren.

Keyes hat mit dem BKA in jeder Weise kooperiert. Er begab sich in die Hände eines Mannes, der Mordaufträge erteilt, als ob er jemanden zum Konditor schickt. Er ist ein Informant wie aus dem Lehrbuch.

Aber die ganze Zeit denkt Aaron: *Was verschweigst du?*

Rom-Fiumicino ist eine Dusche in gleißendem Licht. Auf dem Vorfeld sieht sie Vargas Chauffeur an einem Daimler lehnen. Sie peilt über den Daumen zwei Zentner, die gute Pflege haben. Als er Aaron die Reisetasche abnehmen will, rutscht sie ihr vermeintlich aus der Hand, und er fängt sie fünf Zentimeter über dem Boden.

Neben der Autobahn werfen Felder Falten wie hingeschmisse Badelaken von Riesen. Gras dorrt in der Sonne. Der Sommer war lang, und jetzt, Mitte September, ist jeder Stein ausgeglüht. Die Klimaanlage der Luxuslimousine kühlt Aarons erstes Adrenalin. Noch zupft es nur an den Herzwänden. Aber sie ahnt bereits, was dahinter lauert.

Manche Städte sind plötzlich da, springen in die Frontscheibe wie Hongkong oder New York. Rom tupft Villen und antike Ruinen hin, ehe Sozialsiedlungen in die Landschaft wuchern und der Wagen schließlich über Boulevards gleitet, die von schattigen Pinien gesäumt werden, Aarons Lieblingsbäumen.

Sie hört Pavliks Stimme aus dem Ohrknopf. »Hallo, Schöne.«

Fricke muss selbstverständlich seinen Senf dazugeben. »Heißer Fummel. Zwanzig Euro, dass Keyes gleich kalt duscht.«

»Euer Chauffeur wird im Zoo schon vermisst«, sagt Nowak.

Ein leises Giggeln verrät ihr, dass auch Vesper online ist. Er bleibt stumm wie meistens. Als er mal fünf Worte aneinandergereiht hatte, riefen sie ihm tagelang »Schwätzer« hinterher.

Diese Männer bilden mit Aaron das Team. Bei der Abteilung nennen sie das ein »kleines Besteck«. Die anderen sind mit zwei Autos vorab angereist; wegen der Waffen konnten sie kein Flugzeug nehmen. Pavlik ist der Präzisionsschütze und hat sich ein ruhiges Plätzchen gesucht, wo er Vargas Villa im Visier hat. Er wird längst in Stellung liegen, muss die Witterung beobachten, sich mit Windgeschwindigkeit und Thermik vertraut machen. Sie weiß, wo er ist, und lächelt unwillkürlich.

Vor drei Tagen haben sie über den hochauflösenden Bildern eines BND-Satelliten gebrütet, bis Pavlik auf einen Punkt gedeutet hat. »Hey, du bist nicht als Tourist da«, hat Fricke gefrotzelt.

Pavlik gab sich beleidigt. »Du gönnst mir auch gar nichts.«

Knapp dreihundert Meter sind es von dort bis zur Villa. Keine Spanne für ihn. Sie hatten eine Drohne erwogen, um den Garten im Auge zu haben. Aber das Risiko, dass sie entdeckt wird, ist zu groß. Außerdem wird das Essen im Haus stattfinden. Keyes zufolge hasst Varga Hitze und hält sich fast immer drinnen auf, wo die Temperatur konstant zwanzig Grad beträgt.

In einem Nebengebäude sind vermutlich acht Sherpas. Vielleicht zehn. Varga will seine Ruhe haben und legt Wert darauf, dass die Bodyguards unsichtbar bleiben.

Kein Grund, sich zu entspannen. Zwei oder drei seiner besten Männer werden heute Abend in Schlagdistanz sein.

»Wir machen es Old School«, sagte Pavlik.

Das Esszimmer befindet sich an der Straßenseite. Zwei Fenster liegen in der offenen Schussbahn, die anderen werden von Zypressen verdeckt. Aber das können sie vernachlässigen, denn von Keyes wissen sie, dass Varga stets am linken Stirnende der großen Tafel sitzt, wo Pavlik ihn problemlos ausmachen kann. Er verwendet selbstgegossene Spezialmunition mit einem Kern aus Wolframcarbid, um zur Not durchs Panzerglas zu schießen und Varga zu eliminieren. Diese alte Regel kannte bereits Mark Aurel: Wenn du eine Armee besiegen willst, töte den Anführer.

Der Rest ist Aarons Sache.

Links wuchtet sich der Petersdom in ihr Blickfeld, wie immer unerwartet, obwohl ihre Augen ihn gesucht haben. An dem Palast, der nur gebaut wurde, um den Menschen einzuschüchtern und kleinzumachen, ist nichts verspielt, die Kuppel wie aus einer anderen Welt; ein vor fünfhundert Jahren gelandetes Ufo, das jeden Moment abheben könnte.

Die Via del Gianicolo schmiegt sich an die alte Aurelianische Stadtmauer. Sie fahren durch den antiken Torbogen des Hotels Gran Sasso Rome und sind in einer Oase, wo selbst die knallgelben Blüten der Mahonien, die von Sprinklern befeuchtet werden, nach Geld riechen.

Varga erwartet sie um acht. Sie haben noch zwei Stunden, ihr Chauffeur wird sie wieder abholen. Der Manager bringt sie persönlich zu der Suite im zweiten Stock. Aaron lässt sich alle Räume zeigen und aktiviert unbemerkt den Funksensor unter ihrer Gürtelschnalle. Sollten irgendwo Kameras versteckt sein, wird er das Transmittersignal orten und vibrieren.

Nichts.

Als der Manager gegangen ist, klagt sie, dass die Kopfschmerzen sie umbringen und sie sich hinlegen möchte. Aaron nimmt den Bug-Detector aus der Reisetasche. Schweigend sieht Keyes zu, wie sie Wände und Möbel scannt.

Unter einem Beistelltisch im Living Room registriert das Gerät eine schwache Energiequelle.

Ein Lolli.

Verdammt.

Aaron überprüft beide Schlafzimmer und die Bäder.

Zwei weitere Lollis.

Verdammt, verdammt.

Sie wechselt auf die riesige Terrasse.

Clean.

Aaron gibt Keyes einen Wink. Er kommt zu ihr raus und zieht die Schiebetür leise zu.

»Das muss nichts zu bedeuten haben«, sagt er.

»Ja, wie ein geplatzter Motorradreifen bei Tempo zweihundert oder eine scharfe Atombombe.«

»Er ist vorsichtig.«

»Ich auch.«

»Wollen Sie abbrechen?«

»Aber sicher.«

»Varga hätte mich in Berlin töten lassen können. Dafür muss er mich nicht nach Rom einfliegen.«

»Vielleicht macht es ihm Spaß, dabei zuzusehen.«

»So einer ist er nicht.«

»Was wissen Sie schon von ihm.«

»Menschenkenntnis.«

»Das letzte Wort eines Missionars in Papua-Neuguinea.«

Er zuckt die Achseln. »Meine Mutter hat immer gesagt: ›Why is six scared of seven? Because seven ate nine.«

Aaron mustert Keyes. Es geht um sein Leben. Sie serviert ihm einen Ausstieg auf dem Silbertablett. Und er ist bereit, ein solches Wagnis einzugehen?

»Varga hat mir eine Geschichte erzählt«, sagt er, »über seinen Bruder und ihn. Sie sind sehr eng, obwohl der Bruder nichts mit seinen Geschäften zu tun haben will. Er ist Arzt in Neapel. Sie telefonieren jede Woche und sehen sich oft. Varga ist der Pate seiner beiden Töchter. Trotzdem lässt er die Telefone des Bruders seit Jahren abhören. Er meinte: ›Es tut ihm nicht weh, wenn ich ruhig schlafe.«

Keyes geht zu der kleinen Terrassenbar, schraubt einen zwanzig Jahre alten Whiskey auf und schaut sie an. Sie schüttelt den Kopf. Während er sich einschenkt, geht ihr Blick hinunter zum Pool, wo Kinder juchzend versuchen, die Sonne nasszuspritzen. Aaron greift in die Tasche ihres Kleides und nimmt ein winziges braunes Pflaster aus einer Plastikschatulle, ein künstliches Muttermal. Sie klebt das Mikro unters Kinn und entfernt sich einige Schritte, so dass Keyes nicht mithören kann.

»Bin online.«

»Gefolgt ist euch keiner«, murmelt Pavlik. »Aber war ja klar.«

»Wo ist der Fahrer?«

»Dreht Däumchen in der Tiefgarage«, meldet Vesper.

»Schwätzer«, sagt Nowak wie aus der Pistole geschossen.

Ohne den Kopf zu bewegen, gestattet Aaron ihren Augen einen Ausflug zu einem Apartmentkomplex aus den Sechzigern, der hinter der Aurelianischen Mauer hochragt.

Der Logistiker der Abteilung wollte das Team neben der Suite unterbringen, die Varga im Gran Sasso für seine Gäste reservieren ließ. Doch das Hotel ist ausgebucht, darum mussten sie mit dieser Lösung vorliebnehmen. Nur Vesper ist im Haus, unten in dem Transporter mit den schwarzen Scheiben.

»Der Leberfleck macht mich ganz wuschig«, sagt Fricke.

»Sind die Zimmer gecheckt?« will Pavlik wissen.

»Ja.«

»Und?«

Keyes nippt an seinem Drink und beobachtet sie. Aaron sieht über ziegelrote Dächer zum Petersdom. Das Kuppelkreuz flimmert wie eine Luftspiegelung.

Pavlik würde sofort den Rückzug befehlen, wenn sie ihm von den Lollis erzählte. Sie weiß nicht, was sie davon abhält. Aber sie hat gelernt, ihrem Instinkt zu vertrauen.

Sagt: »Clean.«

Fühlt sich elend bei dieser Lüge.

»Gut«, hört sie seine tiefe Stimme, »wir ziehen es durch.«

»Bin off.« Sie legt das Mikro wieder in die Schatulle.

Keyes geht zu ihr. »Also bleibt es dabei?«

»Ja.«

Er dreht seinen Oxford-Siegelring. Streicht sich eine schwarze Strähne aus der Stirn. Für eine Sekunde denkt Aaron, er wolle sie küssen.

Stattdessen fragt Keyes: »Haben Sie schon einmal einen Menschen getötet?«

Sie schweigt. Aus der Bahn geworfen.

Aber nicht durch die Frage.

Aaron erinnert sich, was ihr Vater im alten Steinbruch sagte, als sie zwölf Jahre alt war: »Töten ist einfach.«

Das stimmt.

Sie besitzt den dritten Dan in Karate. Sie kann es mit den Händen, mit der Pistole, dem Messer, dem Bügel einer Sonnenbrille, einer Zigarettenschachtel und, falls es nötig sein sollte, mit dem hübschen Schal von Hermès, den sie nachher tragen wird; den Schal, in den eine Klaviersaite eingewebt ist.

Aber auch der Folgesatz ist wahr: »Nur leicht ist es nicht.«

»Warum interessiert Sie das?«

»Weil Sie so jung sind.« Keyes zögert. »Und mein Leben unter Umständen von Ihnen abhängt.«

»Nicht, wenn Sie mit Varga recht haben.«

»Ich könnte mich irren. So wie an dem Morgen, an dem ich in die Firma ging und dachte, meine Welt wäre in Ordnung. Dann haben sich drei Kollegen von Ihnen in meine Sessel geätzt und mir erklärt, dass ich nur noch ein Lakai bin.«

»Soll ich pusten?«

»Würden Sie für mich sterben?«

»Ich bin im Bad.«

Was verschweigst du mir?

Ehe sie duscht, macht sie einen Spagat, legt dabei den Oberkörper flach auf die Terrakottafliesen, dehnt sich, umfasst ihre Zehenspitzen, kommt hoch, drückt sich in den einarmigen Handstand, kippt langsam den Rumpf, bis sie waagrecht über dem Boden schwebt, verdreht ihn, um mit den Fingern eine Ferse zu berühren, steigt wieder in die vertikale Position und richtet sich mit einer Brücke rückwärts auf. Das wiederholt sie fünf Mal, ohne einen Schweißtropfen zu produzieren.

Danach stellt sie sich vor den Spiegel und sagt lautlos: »Wenn du nur gelernt hast, deinen Körper zu beherrschen, hast du gar nichts gelernt.«